

DIE MENSCHEN

Suchst du dich an den Strassen der Welt,
So sei an die Gräben der Wege gestellt.
Und lass die Herden dir kommen in Reih'n
Und füg dich den lockeren Horden ein!

Doch steh! In des Abends fahlem Licht
Wehen, wie Schemen, die Massen heran —
Du siehst: — ein jedes Weib — ein jeder Mann
Trägt dasselbe Gesicht!

Wie zerronnen von des Alltags Gemeinheit,
Blöckend und wiegend, zerbeult und zerfressen,
Und doch versessen

Im Schmutze auf Reinheit,
Die Fackeln des Scheins in erhobenen Händen,
Auf denen der Mist der Gewohnheit ruht,
Doch alle bleich, wie gehauen aus Wänden,
Nirgends ein Tropfen Blut!

Von den Füßen, die bloss waten und schleifen,
Schlagen die Schatten, ohne Linie und Rand,
Wie ein fadenscheiniges Band.
Das sind ihre Taten!

Streich' jedes Hoffen, streich' jeden Wahn:
Das Einzelne haltlos: ein Tropfen der Gosse,
Ein rostiges Blatt, ein schmutziger Spahn,
Ein Tier ohne Flügel, ein Fisch ohne Flosse,
Nicht Blüte, nicht Frucht, nicht Samen.
Gefasst, wie das Mehl im Sacke
Von einem Rahmen.
Wie im Kübel die Schlacke,
Hockt dir die Masse der Menschen entgegen!

Es fließen, wie die Flut aus Flüssen,
Von Hängen und Höhen, aus Rinnen und Wiegen
Tausend Tropfen zu breiten Güssen
In einen Weg — und bleiben liegen!
Kaum zuckt die Jugend, die Gräben zu nehmen,
So muss sie sich starren Furchen bequemen,
Die in den Schmutz, wie Schluchten gehen,
Um sich, ganz wie die Alten zu blähen,
Um die Bissen zu haschen, die im Kote stecken,
Um nicht zu versickern, um nicht zu verrecken,
Sich selbst im Sprunge schon vergessen
Ums Fressen!
Und alles Leben wird kahl und schwach:
Einer lebt dem Anderen nach! —

Aus Nebeln gekommen, in Nebel versunken,
Den Geißer des Hungers vom Maule gespieen,
Vom Schlamme übler Lust betrunken,
Erglänzend vom Schweiss in Jagen und Fliehen,
Kriechend am Boden und leckend die Faust,
Die den Nacken ihm beugt;
Zitternd vor Angst und feig vor Glück,
Doch in das Wetter, das über ihm braust,
In die Sonne, die sich über ihn neigt,
Hebt sich kein Blick. — —

Doch — wenn dein bitteres Lachen verweht —
— Nicht der Pendel tuts, der kreisend steht —
Sind Fackeln, die rot in das Dunkel ragen
Und das Leben um eigene Leisten schlagen!
Gehetzt vom Gejammer, verbrüht vom Hass,
Stufen erbauend aus Schultern und Rücken,
Von Flüchen versengt, von Tränen nass,
Menschen als Blöcke und Kinder als Brücken.

*Tausenden zügelnd den Schritt zum Takte,
Schweissend die Hirne zu einem Pakte,
Schlagen die Schatten, wie die Nacht,
Die: Buhler der Nacht!*

*Und Andere, die in den Abenden stehen,
Wie Kinder und leise Winde binden,
Die still, wie Blüten kommen und gehen,
In dunkeln Stunden noch Lichter finden,
Und plötzlich im Glanze der Sonne erblinden —
Besiegt und geschlagen,
Geheilt und verbunden,
Als Sieger getragen
Und wieder in Wunden,
Vielleicht verlacht, vielleicht verhöhnt,
Von den Menschen bekämpft, mit ihnen versöhnt,
Die Schönheit gesucht, den Schmutz gefunden —
Den Menschen gesucht, ihn leben gesehen —
Mit Feuern geschrieben — mit Lüften gemalt,
In Tönen geweint — in Steine die Qual
Mit blutigen Fingern gerissen — und stehen,
Wie Berge — — und waren doch Kinder der Triebe. —*

*Und wieder Andere, die schenken und leeren —
— Und nennen es Liebe. —
Aus breiten Händen Worte und Taten,
Lindern und binden, tragen und wehren,
Gehn, wie der Menschheit erkorene Paten,
Und werden vor Glück über ein ruhsam Gewissen
Sich selbst zum köstlichsten Ruhekitzen.
Doch, wie ihres Tuens Grund verkannt,
Bleibt die Triebkraft, die alle zum Handeln gebannt.
Die, die nächtens zum Himmel flehen,
Die beugend ihr Weh in die Wälder schrein,*

Die offenen Augs in das Sterben gehen,
Und die verludern bei Weib und Wein;
Und was die Mütter zu Kindern drängt,
Die Kinder zum Spiel, das Mädchen zum Mann,
Dem jubelnd im Rausche die Haare versengt,
Treibt jenen ans Verbrechen an,
Über Karten und Plänen, in Arbeit und Pein,
Zieht dieser sich seine Wonnen ein,
Und manche bauen das Leben zum Strauss
Und manche brechen das Leid zu Siegen —
Die kriechen — Die gehen — Die laufen — Die fliegen. —
Ein Blick noch — dann lösche die Fackel aus. —

Vom Lande, aus Dörfern, Hütte und Ort,
Über das Ackerfeld her: Mann an Mann, Weib an Weib,
Als zögen die stieren Augen sie fort,
Leib an Leib.
Der Atem wie eine Fahne dampft
Entlang des Zugs, wie ein keuchender Schwanz,
Doch wie sich der Trupp in die Städte krampft,
Verhüllt er die blauen Weiten ganz,
Bis in die Fernen.
Und aus den Gassen, Palästen und öden Kasernen,
Über die Mauern zu Pferde, zu Wagen,
Geschoben, geführt, erdrückt und getragen,
Blutige Augen, Schaum um die Lippen,
Fetzen flatternd von nackten Rippen,
Die Finger gebogen, wie Krallen zum Fang,
Rücksichtslos vorwärts über Tote und Schwache,
Schreie und Stöhnen und irre Lache:
Ein einziger Drang
Über Tal und Lehne!
Selbst Verrückte und Narren beissen die Zähne

Weiss und rot in die Nacken der Nächsten,
Die vor ihnen weiter ächzen,
Doch diese zu eilig sich zu wehren,
Schleppen sie mit, wie eitrige Schwären. —

So jagen sie hin — Kuppler, Huren mit Nonnen und
Pfaffen,

Doktoren, Gelehrte, Bauern und Dichter,
Weiber, Verbrecher, Helden und Laffen,
Arbeiter, Kinder und böses Gelichter —
Dumpf wogt die Erde — und die Wolken in Brand,
Rollt die Gier an der Himmel Rand
In einen Drang geschweisst und gemengt,
Mordet, schlägt, jammert, jubelt und drängt
Zu einem Sprung:
Befriedigung!!

Und fassen sie an, irr an die Brust
Und jubeln vor Lust,
Und sinken, um jach wieder aufzufahren,
Wie Trunkene weiter und weiter zu rennen
Mit geilen Augen und stürmenden Haaren
Und brennen und brennen. — —

Du sahst die Schatten im Nebel verwehen.
Sie trugen alle dasselbe Gesicht. —
Du wirst noch lange am Wege stehen. —
Und findest dich nicht.

Heinrich Zillich.